„Wie das nur all werden soll?“ sagte mit verdorrenem Gesichte Gotthard Seeger zu seiner Mutter, die in dem Erster sah und schokvolle Stürmpe schlief.

„Guten Abend vor Allem, das sollte man nicht verpassen, wenn man in die Stube tritt.“ gab die Frau zurück, und den langen, aranen Stumpf, den sie gerade in der Arbeit hatte, auf das Fensterbrett legend, die abgenützte, über dem Kaminbühel mit Wolle ungewickelte Brille herabnehmend, wandte sie sich ganz dem Sohne zu: „Was hats denn wieder gegeben, daß Du dreinschaust, als hätten Dir die Hüften das Brot weggeschraubt? Was jammerst Du denn?“

„Soll ich nicht? Wieder nichts hat es gegeben! Soll ich mich darüber freuen?“

„Wächst Du nicht am Ende etwas deutlicher werden, Gotthard? Zum Rathen bin ich denn doch schon zu alt.“ „Ah, so,“ unterbrach sich die alte Frau, sich erinnernd, „daher der Wind! Heut ist Quartal, da vermeinst Du ja vorzurücken; und nun ist's wohl nichts?“

„Nicht auch nichts, Mutter! Und jetzt dauerts wieder weih Gott wie lange, bevor eine Vorrichtung kommt. Den Gottwald, den hats noch mit hineingekommen, der hat Glück; aber mich mögen die Herren halt nicht.“

„Warum sollen sie Dich nicht mögen, Machst Deine Arbeit so gut wie die Andern; aber ein Trauimich nicht bist Du halt. Man muß sich bei den Herren einmal in der Zeit sehen lassen, nicht nur immer hinterm Heug stehen und radeln. Und ein freundliches Gesicht muß man ihnen eien, daß sie Eien in Gedächtnis behalten.“

„Nun am Ende Narrenschnöffen vor-machen, nicht? Wie der Gottwald zu Neujahr beim Feste, nicht? Ich kann ihnen aber keine Liebchens singen und Gesichter dazu schneiden, das kann ich einmal nicht, Mutter.“

„Ach Du mein Gott, komm mit nur nicht in die Höl! So kannst Du's halt nicht! Na denn nicht! Wird ja ohnehin noch auch gehen. War's heut nicht, so ist's ein andermal!“

„Du kannstst leicht nehmen, Mutter, freilich, was hat Dir daran, aber...“ „Aber, aber! Was denn noch? Ich glaube gar, Du hast richtig noch die kleine Pfeife im Kopfe? Daß Du Dich nicht schämst! Ist das Wädel, die Mäse, zu Viktoria sechszehn Jahre geworden, und Du alter Efel denkst im Ernst daran, Dich von ihr unterkriegen zu lassen.“

Und weil Gotthard eine abwehrende Bewegung machte, sagte sie, wohl geköpft, aber sehr ernstlich: „Ja un-terkriegen sag ich, das Weiberwolk, und wenns noch so jung ist, kriegt Euch immer unter. Dich schon gar, Du bist ja ein Lapp!“

Gotthard war, während die Mutter sprach, unwillig im Zimmer auf und ab gegangen. Dann fiel er der Mutter in die letzten Worte: „Als lassen wir das, Mutter! Daß ich alt genug bin, hast Du selbst gesagt; dann werd ich wohl auch schon für mich denken können.“

Damit setzte er sich auf die Ofenbank und stopte sich seine thönerne Pfeife.

Die Mutter fauchte auch nichts mehr. Sie wukte, wie weit sie dem Sohne gegenüber gehen durfte. Ein Wort darüber und der ruhige Mensch, der sich vor seiner Mutter eine gewisse ehrfurchtige Scheu bewahrt hatte, konnte sich ver-gessen und dann mochte es Neben sehen, für die er sich hinterher am liebsten selbst geprügelt hätte, wenn er die alte Mutter darüber heftig weinen sah. Die Alte nahm wieder den Stumpf vom Fensterbrett, schob auch wieder die Brille vor die Nase und begann still vor sich hin zu arbeiten. Dabei tränkte sie sich innerlich doch ganz gewaltig, daß der Gottwald vorwärts gekommen und ihr Gotthard, der doch gewiß der Nichtig-ere war, nicht. Und dann mußte sie an die Mäse denken, mit der sie ihr Gotthard durchaus zur Großmutter machen wollte. „S ist ja ein nettes Wädel,“ meinte sie für sich und hielt mit der Arbeit inne, „aber was thut er denn mit so nem jungen Ding, das noch nicht einmal für sich selbst denken kann, geschweie denn für einen Mann; und das möchte doch sein.“ Grabe wie sie das dachte, steckte die Mäse ihr Gesicht durchs Fenster herein, die Wangen frisch wie ein Apfel und die munteren Augen voll jungen Feuers: „N er, Mutter Seeger?“ rief das Mädchen erwartungsvoll. „Doch Dich doch der Kuckud, Du Saufteind! Nichts ist er. Mußt halt noch ein bißchen Geduld haben, Du.“ Gotthard war von der Ofenbank aufgestanden und ans Fenster getreten, doch bevor er so weit kam, war Mäse schon davonaelausen.

„Ist nicht doch hart, Mutter? Man wird älter, und Du brauchst auch schon eine Stille ins Haus.“ „Weißt ja nicht, ob ich bleib, wenn die Mäse einzieht.“

„Wirst schon bleiben, Mutter, wirst schon,“ sagte Gotthard, indem er der Mutter über den aranen Scheitel strich.

Die Mäse war ja auch ein braves, fleißiges Wädel. Als elternlose Waise, deren Vater den schlauen den Welters in „Großen Christoph“ um Opfer ge-fallen war, lebte sie bei einer entfernten Verwandten, in deren Wirkthchaft sie emssa schaffte. Für die alte Mutter Seeger hatte sie nur den einen Fehler, daß sie in ihren Augen für den Gottwald so jung war. Der brachte eine Frau, die auch ein bißchen Mann im Hause sein konnte und gelegentlich

schon zu einem Entschlusse gekommen war, wenn Gotthard erst zu überlegen begann. „Doch unsere Männer hier doch alle so schwer von Gedanken sind,“ einie sie oft. Aber mit dem Gehe-zen hatte es nun gute Wege. Ehe er nicht vorgekriegt, das mußte die Mäse, hütete ihr nichts zu dem Schritte be-wegen können.

Wie die Mutter aber sah, daß der Gotthard jetzt immer mit hängendem Kopfe herumging, da war ihr's eben nicht recht. „Wenig nur eine Andere wäre wie die Mäse!“ Als dann wieder einer der Kameraden dem Gotthard vorgekommen war, da nahm sich die alte Seeger ein Hand und warte-ter zu Fuße nach Klausthal zum Herrn Bergamtmann, den sie bat, er möge doch auch ihren Gotthard nicht vergessen, der so brav sei wie Einer. Und weil der Herr Amtmann sagte: „Gewiß, gewiß, ich werde mich der Sache annehmen“, ging die Mäse ver-nügt nach Hause und berichtete dem Sohne, daß sein Wunsch sich bald er-füllen werde. Aber das Jahr ging ver-über, der Neujahrstag brachte wiederum die Vorrichtung, aber an Gotthard hatten die Herren in Hoch-thal wieder nicht gedacht. Am Sonn-tag nach Neujahr traf Gotthard, als er mit der Mutter zur Kirche ging, schon unterwegs mit Mäse zusammen, die, obwohl der Schule schon entwach-sen, auf dem Kirchschore sang und es nun recht eilig hatte, hinaufzukom-men.

„Darf ich nachher zu Euch kommen, Mutter Seeger?“ fragte sie, die Augen dabei auf Gotthard gerichtet.

„Zimmerhü; zu einem alten Weibe darf ein junges Mädchen schon kom-men“, erwiderte die Mäse.

Dem Gotthard war recht bange. Ob der Herr Pastor auch noch so schön das Sonntagsevangelium auslegte, der Gotthard sann bestig nach, was denn wohl Mäse im Sinne haben könne; und wenn Gotthold einmal dachte, dann war er für alles Andere blind und taub.

Die Mäse kam. Sie machte wenig Umstände.

„Mutter Seeger“, sagte sie, noch ehe sie den angebotenen Platz einge-nommen, „es ist einmal nicht anders, der Gotthard will mich zum Weibe; und ich hab ihn gern; und die Tante hat nichts dawider. Wir könnten ja in Gottes Namen noch warten, warum denn nicht; aber daß wir die Aufstie-gung immer verschoben, von einem Quartal zum andern, und es wieder Neujahr werden lassen, nur weil der Gotthard nicht vorrückt, das paßt mit nicht, weil's den Gotthard unzufrieden macht. Er traut sich jetzt gar nicht mehr aufzuschauen und schämt sich nun selbst vor mir, das soll nicht sein. Und schämen soll sich der Mann nicht.“

„Doch Dich doch der Kuckud!“ rief die Mäse, „das spricht so altling und predigt wie der Pastor am Vushtag!“ „Laß sie nur mal, Mutter. Sie hat ja so recht, die Mäse,“ warf Gotthold dazwischen. „Und was meinst Du könnte man dagegen machen, Mäse?“ wendete er sich an das Mäd-chen.

„Ich meins so“, erwiderte Mäse ganz ernstlich. „Entweder Du hast ein Recht darauf, vorzurücken, dann muß man sich das Recht holen, oder Du hast das Recht nicht, dann warten wir auch nicht darauf und sagen einfach ein-der selbst: von heute ab in drei Jahren gehen wir zum Pastor; dann werde ich auch der Mutter nicht mehr zu jung sein, mein ich.“

Mutter und Sohn sahen sich eine Weile an. Gotthold nichte dabei wie zufühnend mit dem Kopfe. Die Mäse platzte aber auf einmal los: „Aber das Recht hat er doch, und ich war selbst beim Bergamtmann auf Hochthal und der hat mir's zugesagt.“

„Und nicht gehalten“, vollendete Mäse gelassen. „Jetzt weiß ich aber was; ich gehe zum Amtmann. Ich will doch wissen, wies mit dem steht, der mein Mann werden will.“

Die Mäse war zuerst wohl entsetzt, und auch Gotthold war nicht einig mit sich, ob das schicklich wäre; aber die Mäse benahm sich dabei so sicher, daß er meinte, es könne nichts Unrechtes dabei sein. Was auch nicht!

Schon am nächsten Sonntag fand Mäse vor dem Bergamtmann Herrn Zenobius Klingler. Er bildete sie ganz wohlgefällig an, kniff sie auch einmal in die Wangen und ließ sie ihr Anlie-gen vorbringen. Er machte so, als hätte er eifrig zu, wie die Herren das immer thun, wenn sie sich den Schein von Wohlthun geben möchten, dachte dabei aber längst an etwas Anderes, um dann schließlich zu sagen: „Ge-wiß, mein Kind, gewiß! Ich werde mich Ihres Vaters annehmen.“

„Meines Bräutigams, Herr Amt-mann.“

„Ja, ja, des Bräutigams, liebes Kind, wollt wohl Weibnachten Hoch-zeit machen, ja, er soll seine Vorrich-tung haben.“

Damit wollte dann der Herr Amt-mann durch die Hintertür hinar-aus. Mäse stand noch zögernd, sie überlegte, ob sie sich denn trauen dürfte.

„Halten zu Gnaden, Herr Amt-mann“, rief sie.

Der wardte sich jetzt etwas unwillig um.

„Na, was denn noch, mein liebes Kind?“

„Halten zu Gnaden, wie heißt mein Bräutigam?“

„Wie er heißt?“

„Ja, wenn der Herr Amtmann für ihn etwas thun will, dann mühte er doch wissen, für wen ers thun soll.“

Der Amtmann lachte aus vollem Halse. Seit zwanzig Jahren war er

mit der ständigen Vertöschung: „Ge-wiß, gewiß, ich werde mich annehmen“, ausgekommen und auf einmal sollte sie einem jungen Mädchen nicht genü-ge sein. Der Amtmann lachte noch im-mer, so daß Mäse schon über und über roth wurde. Aber dann trat er an den Schreibtisch und nahm einen Bo-gen Papier vor: „Also wie heißt er?“ frag er in besser Laune, „und was soll mit ihm geschehen?“

Das schrieb er Alles auf, wie's Mäse ihm anfragte, und dann geleitete er sie lachend an die Thür.

In wenigen Tagen erzählte man sich die Unterredung Mäses mit dem Amtmann aller Orten, der Amtmann selbst sorgte für die Verbreitung. Und Alle lachten sie darüber, nur die alte Seeger lachte nicht, denn sie mußte sich sagen, daß die junge Fletschen, die Mäse, diesmal gefeierter gewesen wie sie selbst, denn sie erinnerte sich ganz genau, daß sie damals, wie sie bei dem Herrn Amtmann war, um für den Sohn zu bitten—den Namen über-haupt nicht genannt hatte.

Als dann zu Weibnachten Gotthold seine Vorrichtung bekam und eine be-sondere Belobung für seine guten Dienste obendrein, da war die Mäse in Aller Augen gestiegen, selbst die alte Seeger meinte: „Die hat für meinen Gotthold Grütze genug im Kopfe.“

Gotthold aber fauchte sein Wädel an beiden Händen und drückte ihre Finger blau, indem er mit breitem Grinsen sagte: „Siehst Du, Mäse, reden muß man nur, immerzu den Mund aufma-chen, Mäse, dann kommt man schon zu seinem Rechte.“

Die Serbin.

Novellette von Rudolph Herzog.

Eine Serbin war sie. Er hatte sie auf einem der Edelgüter kennen gelernt, als er noch als tüchtiger Major im Lande stand. Sie war schön wie eine Pariser Chantaise und leichtsinnig, wie es der tolle Rheinwein selber gewesen, als er noch vor zwei Jahren die preu-ßische Leutenants-Uniform trug. Des-halb erschien sie ihm auch wie seine ei-gene Jugend— seine Jugend, die schön, leichtsinnig, aber ehrenhaft ge-wesen war. Nur die Gelber hatten ihm auf die Dauer gefehlt. Darum hatte er den preußischen mit dem türkischen Dienst vertauscht, in dem er, der fähige Offizier, es binnen zwei Jahren zum Major gebracht.

Rada Sirich wurde seine Frau. Es war eine fröhliche Hochzeit, und er dachte zeitweilen daran. Schon bei der Tafel solletzte sie mit den geladenen Herren, daß sie sich einmüde um ihret-willen die Hälfte bringen. Die Ehe—nun die Ehe war die Fortsetzung der Hochzeit. Es bestand zwischen ihnen ein ewiger „combat d'amour“, reizvoll, pridelnd, aufregend, und jeder Tag brachte neue Platanerien, Geplänkel, Attacken und Sieg. Sie war eine vor-zeffliche Geliebte— nur keine Haus-frau. Aber welcher Ehemann merkt das in den Romantiken oder wünscht es im Wohlstande eines so schönen Ge-schöpfes zu bemerken. Götz von Rhein-stein that jedenfalls keines von beiden. Sie tollten mit einander wie die Kinder, küßten sich halbnackt, lebten in den Tag hinein und verhielten das bißchen Vermögen, das Götz aus dem Verkaufe seines ziemlich verschuldeten, vom Vater ererbten Gutes im Medlenburgischen ge-gogen hatte. Dann kam eine Zeit, wo Rada mihmüthig wurde und ich weigerte, aus ihren Gemädehen herauszukommen. Kurz darauf war Herr Götz v. Rheinstein der glückliche Vater eines Jungenbegabten Sohnes.

Der glückliche Vater! Es gab keinen Glücklicheren, diesseits noch jenseits der Donau. Wenn sich seine lange Weite-figur über den Säugling beugte, daß seine Hatznaase und sein wehender, blonder Schnurrbart den Kleinen, der lachend nach ihm langte, fast tigelte, so sah man eine urdeutsche Idylle in Gehl + Affen. Natürlich war es für Götz eine unangenehme Sache, daß ein schoneer, fröhlicher und intelligenter Junge als sein Hans Georg über-haupt nicht existire, und er hätte jedem Zweifel sicherlich den Fragen unge-dreht. Nur Frau Rada schien seinen Enthusiasmus nicht zu theilen, und während der brave Götz träumte, daß dieser Sproßling berufen sein müße, das Geschlecht derer von Rheinstein bereinigt wieder zu allem Ansehen zu bringen, dachte sie oft darüber nach, ob der kleine Hans Georg sie nicht bald von ersten auf den zweiten Platz degradi-riren würde. Sie war zu jung, zu lebenslustig und zu gesellschaftslechtig-sinnig, um sich schon mit der Würde der Mutter zurechtzufinden. Es dauerte auch nicht lange, so traten Mißhellig-keiten in der Ehe auf. Der kleine Bur-sche brauchte Pflege, und Götz fand, daß nicht die Amme, sondern in erster Linie die Mutter dazu im Hause sei, um darüber zu wachen. Das war nun durchaus nicht nach Frau Rada's Ge-schmack. Sie hatte gerade augenblick-lich so viel zu thun, in den Salons zu glänzen und zu bezaubern, daß ihr hausdadene Pflichten höchst fatal er-schienen. Die Stabl lag voll Militär. Viele fremdherliche Offiziere kamen und gingen. Es war ein Leben wie nie zuvor, denn der politische Himmel zeigte bunte Wolken. Das war für eine Frau wie Rada die recht Gelegenheit, Triumphe zu feiern, und bald schon hatte sie die Genugthuung, daß ihret-wegen ein russischer Capitän einen jun-gen Herrn der österreichischen Diploma-tie im Duell schwer verwundete.

Götz war wie erklarrt, als ihm die Nachricht von dem Geschehnis in's

Haus getragen wurde. Er sah sein Weib an. — Sie lächelte. — Da brach angefaßt dieser orientalischen Fribo-lität bei ihm der „furor teutonicus“ hervor, und er packte sie bei der Schul-ter und schüttelte sie, als müße er sie zu neuem Leben erwecken.

„Weib“, schrie er, „Weib, weißt Du denn nicht, was Du thust? Willst Du denn unser Familienglück untergraben, willst Du dem Kinde den Glauben an die Mutter zerstoren, wenn es erleben muß, daß sie sich wie die erste beste Ko-tlette betragt?“

Sie tröhte ihm.

„Geh“, wehrte sie, „ich will leben.“

„Leben?“ brauste er auf. „Nennst Du das leben, wenn Du das Leben eines Menschen vernichtest und dem Leben Deines eigenen Kindes kein Interesse entgegenbringst?“

„Rummere Dich nicht um mich.“

Er lachte sie sprachlos an. Dann, seiner selbst nicht mehr mächtig, griff er zur Reittpeitsche. Bleich, zitternd stand sie vor ihm.

„Mein,“ durchstuchte es ihn, „sie ist Hans Georg's Mutter. Da darf ich sie nicht entehren.“

Er ließ die Peitsche fallen.

„Dant es Deinem Kinde,“ sagte er nur. Dann fuhr er fort: „Du wirst Dich besinnen, auf Dich selbst besinnen. Bis dahin werden wir unseren gesellschaftlichen Verlehr ab-brechen.“

Damit ging er. — — —

Wierzehn Tage darauf war zwischen Rußland und der Pforte der Krieg er-klärt. Götz von Rheinstein war mit seinem Regimente der Schipta-Armee zugetheilt und mußte marschiren.

Der Abschied war für ihn ein schwe-erer. Wenn auch für sein Soldatenherz der Todruf in's Feld ein fröhlicher war, so bräudte ihm doch schwer das Verhältniß zu seiner Frau. Indeß ge-wann sein frisches Naturell bald bei ihm die Oberhand, und er tröstete sich mit dem Gedanken, daß das Alleinsein Mutter und Kind inniger zusammen-führen und Rada erstarrt machen werde. So küßte er denn sein Weib wie in al-ten Zeiten, preßte seinen Buben an sich und schwang sich in den Sattel, um sein Bataillon vor dem Fenster seiner Frau besitzern zu lassen und sich als-dann an die Spitze zu begeben.

Ein Jahr würfelte der Kriegsgott um das Glück der Heere. Die Russen wurden geschlagen und rückten unter-stützt von den Rumänen, auf's Neue vor, während die Türken unthätig ste-hen gelassen waren. Da kam der Fall von Plewna, an dem die Russen sich das erste Mal blutige Köpfe und bluti-gen Hohn geholt, und— die Capitula-tion der Schipta-Armee. Als Ende des Jahres 1878 der Friede geschlossen wurde, entließ der Sultan viele seiner geschlagenen Offiziere, ohne Gewäh-rung von Pension ihrer Stellungen. Zu ihnen gehörte der Major v. Rhein-stein. Er kam mit zerschmettertem Arme in seine Garnison zurück, um die Seimen zu holen und zunächst nach Berlin zu führen. Hier wollte er sich irgend einen Verwaltungsposten suchen.

Als Rheinstein in die Garnison ein-rückte, war Keiner zu seinem Empfange erschienen. Ein paar müßige Gasser ließen nebenher, das war Alles. Da die Position nach den Friedensbedin-gungen geräumt werden mußte, so hat-ten die Einwohner bereits das Interesse an den Soldaten verloren. Rheinstein zog den Schnurrbart zwischen die Zähne und sprengte seinem Haupte zu. Auch hier Alles tot. Mit Mühe schwang er sich vom Pferde, da ihm der durchschossene Arm den Dienst verjagte, und schlug mit dem Knäuel seiner Reit-peitsche gegen die Hausthür. Dann horchte er, fieberhaft erregt. Ueber den Flur schleppten sich langsam Schritte. Eine Stimme fragte, wer draußen sei.

„Aufmachen!“ rief er, und in dem-selben Moment wurde drinnen der Nie-gel zurückgeschoben.

„Heilige Jungfrau — der Herr!“

„Wo ist meine Frau?“ fragte der Heimkehrer erregt, und schüttelte die Amme ab, die ihm die Hände küßte.

„Die Frau, die Frau —“ jam-merte die Alte. „Welch ein Glück, daß wenigstens der Herr zurück ist.“

„Meine Frau ist nicht hier?“

„Fort,“ stammelte die Alte, „fort, mit dem russischen Offizier, der immer in's Haus kam. Bald eine Woche schon.“

Der Major hielt sich an der Wand. Mit weitauferiffenen Augen stand er vornübergebeugt und wollte sprechen, etwas fragen. Aber die Stimme ver-sagte ihm, oder der Wuth. Endlich, nach qualvollem Ringen, brachte er es heraus:

„Und Hans Georg — mit fern?“

„Gnädigster Herr,“ meinte die Alte, „gnädigster Herr, es ist krank, das Pringchen, aber es wird ja gesund werden, wenn es seinen lieben Papa wieder-sieht.“

„Der Junge ist hier?“

Mit zwei Sägen war der Major an der Amme vorbei und in's Zimmer ge-stürzt. Als sie langsam nachkam, lag er neben dem kleinen Bettchen, aus dem er das Büßchen herausgeriffen hatte, und es wie ein glücklichem Zerspringer mit Küffen und Schmeldeleiten zu be-deden. Die Nacht wachte er bei dem Kinde, nachdem die Alte vorher einen Doktor herbeigezogen hatte. Er sprach kaum. Nur kurze Befehle gab er, die sich auf das Kind bezogen. Eine lan-gere, bange Wache verstrich. Dann konnte der kleine Zweijährige das Bettchen verlassen und an der Hand des Vaters Gehversuche machen. Der Major sah aus, als habe ihm nie so strahlend die Sonne des Glücks gescheinen.

Von seiner Frau hatte sich unterdeß ein Brief vorgefunden. Mechanisch

hatte sein Auge die Zeilen gelesen, die ihm mittheilten, daß sie sich von Kap-itan Kavalow auf das Gut einer Ver-wandten geleiten lasse, um von dort aus die Scheidung zu treiben. Sie ging jetzt, da sie seine Ankunft mit je-dem Tag annehme, und deshalb Hans Georg ruhig für die kurze Zeit der trenen Amme überlassen könne. Eine Ehreligkeit habe sie sich nicht zu Schulden nehmen lassen — der Kapitan solle ihr vorläufig noch nicht näher wie ein anderer Courmacher. Sie war-te die Scheidung ab um alsdann wei-ter über sich zu disponiren.

„Eine Ehreligkeit!“ — murmelte Rheinstein und lachte bitter. „Ist es etwas Anderes, das Kind sich selbst zu überlassen, ohne zu grübeln oder zu wissen auf wie lange. Wenn ich nun gefallen wäre? — O, daran hat sie nicht gedacht. Sie benennt ihre schöne That einfach eine Laune, höchstens eine unüberlegte Caprice, jugendlichen Leicht-sinn oder so etwas — wenn sie über-schuldigt darüber nachdenkt. — Eine Ehreligkeit? — Ja, glaubt das Weib denn, dazu gehöre ausdrücklich, daß sie mich auch noch in der Ehre betrügt?“

Er sprang auf und durchmaß das Zimmer, finstere Falteln auf der Stirn. „Ich habe sie zu gut behandelt — ich habe zu viel den Liebhaber gepießt und zu wenig den Mann gezeigt. Liebha-ber kannte sie die hülle, Männer nicht. — Donnerwetter,“ schrie er plötzlich mit medlenburgischer Wuth, „prügelnd hält ich sie sollen, prügeln —!“

Der kleine Hans Georg kam in's Zimmer gewackelt, und im Nu lag die lange, vermittelte Reiterfigur am Fußboden und ließ sich, so gut es der Arm gestattete, als Pferd, Wagen und Schiff benutzen. Dabei brüllten Vater und Sohn vor Vergnügen um die Wette.

„Ein ganzer Keel,“ schmunzelte Götz, als Hans Georg elendiglich vom Knie gefallen war, und ohne zu nucken, so-ferst wieder hinaufstieg. „Famoseer Schlag, der Bengel, hoffentlich mehr medlenburger Race als —.“ Er ver-schluckte sich, beugte sich liebevoll über den Sohn und verlegte ihm einen Klaps. Darauf wurde das Spiel fortgesetzt, bis der Kleine müde wurde und endlich einschlief. Da die Amme in die Stadt gegangen war, um Einkäufe zu besor-gen, so knöpfte Götz höchst eigenhändig dem Büßchen die Kleider herunter und wickelte den Schläfer in die Federbetten. Noch einmal küßte er ihn zerküßsam, indem er vorsorglich den langen Schnurrbart am Kinn hundert. Als er sich erhob, wurde er weiß wie Kreide.

In der offenen Zimmerthür stand Frau Rada.

Götz that einen tiefen, tiefen Athem-zug. Dann irrte sich sein Arm aus. „Hinaus!“ sagte er halblaut. „Kein Schritt weiter an dieses Bettchen. Hinaus!“

Und da sie sich nicht rückte, ging er auf sie zu, faßte sie beim Arm und stieß sie über die Schwelle in das Neben-zimmer. Reife schloß er erst die Ver-bündungstür und wandte sich dann nach ihr um. Mit zornurtem Ge-sichte trat er ihr näher.

„Du — Du wagst es — hast den Wuth und kommst — kommst wahr-haftig in dieses Haus?“

„Weib,“ rief er empört und zeigte mit der Spitze seiner Reitpeitsche, die er von der Wand geriffen, nach der Thür. „Mach ich es Dir erst noch sagen, wo Du hingehörst, nachdem Du Dein Kind im Stich gelassen? Auf die Straßel! Auf die Straßel mit Dir!“

Und als sie immer noch nicht Miene machte, zu gehen, verließ ihn die Besinnung.

„Das verdienst Du, das!“

Die Reitpeitsche fuhr pfeifend über ihre Schulter.

Dann war es ganz still zwischen ihnen.

Götz kam zu sich. Glühheiß über-kam ihn die Scham über seine That. Die Peitsche fiel klatschend auf den Fußboden. Doch als habe die Frau nur darauf gewartet, bückte sie sich blüßschnell, hob die Gerte, die sie ge-schlagen hatte, auf und küßte sie. Götz nahm sie aus der Hand und brach sie in Stücke. Er war mitleidig gewor-den bis in's Herz hinein.

„Weshalb tamst Du,“ sagte er leise. „Ich wollte Euch sehen,“ tönte es kaum hörbar zurück.

„Dann hättest Du ja hierleben kö-nnen.“

Wieder Stille. — Er wurde unge-duldig.

„Also weshalb gingst Du?“

„Das Leben gekostet hätte. Da erwach-test Du. Aber nicht, um mich anzuse-hen, beunruhigen, voll heißer Liebe wie früher. Du griffst zur Peitsche und — Du schlugst mich nicht. Nicht so viel liebst Du mich mehr, daß Du mich schlagen mochtest.“

Der lange Götz raffte sich gewaltig auf seiner starren Verwundung aus. „Aber, Menschentind,“ plagte er los, „wenn mir die Situation nicht zu ver-dammst ernst schien, würde ich sagen: das sind ja ganz gottvolle Liebesbewei-se. Schläge!“

„Dann kam der Krieg,“ berichtete sie hastig. „Und während ich hier saß und auf Deine Heimkehr wartete, mußte ich, daß ich wahnsinnig werden muß-te, wenn Du mir nicht wieder Deine ganze Liebe schenkest. Ich hörte, in wenigen Tagen kommen unsere Trup-pen zurück. Da ließ ich mich schnell durch Kapitän Kavalow auf das Gut meiner Verwandten bringen. Der Narr dachte —“ und mit einem Male be-gann sie silbern zu lachen wie ein über-müthiges Kind — „der Narr dachte, es geschähe um feinetwillen!“ Erster werdend fuhr sie fort: „Ich schrieb die den Abgabebrief. Ich dachte: jetzt wird er wüthen. Jetzt geht er Himmel und Hölle in Bewegung, um mich wieder zu erlangen. Aber Du kamst nicht — und da — da erschrad ich in den Tod: Wenn es aus ist? Da hab' ich über mich und Dich und über das Kind nachgedrückt — und da ist mir erst mein Leichnam auf's Herz gefallen. — Götz! wenn ich an Dich dachte, vergaß ich Alles, Alles! Damals! Jetzt, in meiner Einsamkeit, begann ich mich nach meinem Hans Georg zu sehnen, meinem und Deinem Kind, und als ich eingesehen, welch schlechte Mutter ich gewesen, schmirr ich mir, ihm von nun an Alles zu ersetzen, doppelt und dreifach.“

Götz hat sie ausreden lassen.

„Auf meine Kosten?“ fragte der bie-berne Mensch endlich lächelnd.

Sie schaute ihn mit fragenden Augen an. Dann that sie, schwankend, einen Schritt gegen ihn.

„Komm nur,“ sagte er und preßte den Sturm der Gefühle zurück. „Deine Begehr hast Du ja schon weg. Den Beweis, daß es mit meiner Liebe also doch noch irgenbwo her ist.“

Sie hatte ihn schon umschlungen, während er noch sprach. Sie lachte und weinte und küßte ihm die Worte von den Lippen herunter.

„Da sitnein, marsch!“ wehrte er sich, schon sie sanft in das Schlafgemach Hans Georg und schloß die Thür hinter Mutter und Kind. —

„Sie ist eine Serbin,“ murmelte er und schüttelte den Kopf.

Der Ruf der Muse.

Wie dichtet so fröhlich es sich beim Wein.

Da kommen die Reime geflogen! Die schönsten Lieder, die hab' ich alle'n Aus dem vollen Becher gezogen.

Und ist im Winter bei Sturmgebraus Mir Wein durch die Nern gelossen, So jauchz' ich ein jubelndes Lenzlied hinaus.

Denn in mir ist Frühlings entpoffen! Und alle die Flaschen mit funkelndem Wein

Sind mir Mädchen im waachen Mies-der:

Beim nächtlichen Kosen, da fallen mir ein

Die monnastien Liebeslieder. —

Und meines Geistes poetischer Schwingung Entleert mich den irdischen Qualen, Es glüht in hoher Beiseiterung Die Nase mit röthlichen Strahlen.

Sie leuchtet so hell, wie ein glänzend Gestirn.

Das kommt von des Dichtens Erntase, Mich küßte die Muse, anstatt auf die Strir.

Kürzlichlich wohl auf die Nase!

Gedankensplitter.

Ein Mann von Geist widerspricht nicht, eine Frau von Geist thut nichts lieber als widersprechen.

Frage erst welche Erziehung ein Mensch genossen hat, bevor du ihn verdammt.

Die Treue des Hundes ist darum so rührend weil er sie nicht durch Worte, sondern durch Thaten ausdrückt.

Häufig sucht man sein Glück, wie man seine Brille sucht, die man dabei auf der Nase hat.

Die Redensart „Das thut mir leid“ ist die verbreitetste Lüge.

Es ist oft leichter, eine altnende Rede zu halten, als das rechte Wort zu finden.

Der Zweifel ist der Sara des Glau-bens und die Wicce der Wissenschaft.

Durch die Liebe hat Mancher den Verstand verloren, durch den Verstand Mancher die Liebe.

Auf Hunderttausende, die von ei-ner Sache leben kommt Einer, der dafür stirbt.

„Aber Herr Wirth, in dem Bier ist ja eine Krüge erlossen!“

„Na mein, ich kann mit in jeden Kruss ein Rettungsboot hängen!“